

Neue römische Funde im Gebiete von Gelterkinden

Autor(en): **Pümpin, Fritz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Baselbieter Heimatblätter**

Band (Jahr): **15 (1950-1951)**

Heft 2

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-859174>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Hauptgewicht lag 1929 auf der sogenannten globalen Uhrenfertigung und auf dem Zusammensetzen der Bestandteile zur Fertiguhr. Zehn Jahre später präsentierte sich diese Verteilung schon ganz anders. In der günstigen Hochschwungperiode konnten die Unternehmungen die Aeufnung von Sicherungskapitalien vorkehren. 1930 hatte die basellandschaftliche Uhrenindustrie ihren Höhepunkt erreicht: 1824 Beschäftigte. 3100 Menschen lebten damals von der Uhrenindustrie. Diese Ziffern wurden bis in die neueste Hochkonjunktur (1945—1948) nie mehr erreicht. Denn die Krise in den dreissiger Jahren unterbrach plötzlich die früher stete Aufwärtsentwicklung. Bereits im Jahre 1932 hatte jedoch die gesamte Uhrenindustrie den Tiefpunkt des Beschäftigungsgrades überschritten, während die übrige Volkswirtschaft den Tiefpunkt erst vier Jahre später — nach der Abwertung — überwand. Gegenüber andern Uhrenkantonen hatte die basellandschaftliche Uhrenindustrie die Depression verhältnismässig gut überstanden. Daran war im wesentlichen die Tatsache schuld, dass einerseits die Bevölkerung noch stark im Bauerntum verwachsen war und aus den Uhrenfabriken teilweise dorthin zurückkehren konnte, andererseits aber die Industrie nicht einseitig auf Luxus-Qualitätshuren eingestellt war. Im Gegenteil: Eines der Zeichen basellandschaftlicher Uhrenindustrie war und ist, dass sie nur gute, normale Qualitätshuren, andere gute Uhren und Werke herstellt, und ausserdem die meisten maschinisierten Betriebe neben uhrenindustriellen Erzeugnissen auch andere, weniger krisenempfindliche Präzisionserzeugnisse fabrizieren.

Dem wirtschaftlichen Schrumpfungsprozess während der Krise und Nachkrise sind im Baselland hauptsächlich die Uhrensteinschleifereien, die spezielle Rohwerkfabrikation und die waldenburgische Zifferblattfabrik zum Opfer gefallen. Bei der Fabrikation von Uhrensteinen und Rohwerken war vorwiegend die starke Konzentration ausserkantonaler Konkurrenzbetriebe für dieses Schicksal massgebend; bei der Zifferblattfabrik waren es die Modeänderungen, nach welcher an Stelle des handwerklich gefertigten Emailzifferblatts das maschinell fabrizierte Metallzifferblatt trat.

Trotz den Widerwärtigkeiten zeichnete sich bereits in den ersten Krisen Jahren eine neue, dritte Gründungswelle ab, die Zeugnis davon abgibt, dass die basellandschaftliche Uhrenindustrie kühner Wagemut und Zuversicht in die Zukunft auszeichnet.

(Fortsetzung folgt.)

Neue römische Funde im Gebiete von Gelterkinden.

Von *Fritz Pümpin*, Gelterkinden.

1. Von bisher bekannten römischen Fundstellen in Gelterkinden.

«Auf der Rohrbachwiese, am Fusse des Bettenberges (südwestlich vom Dorf), soll die Stadt Rohrbach gestanden haben.» So erzählt der Volksmund. Ebenso wird von einem «eingestürzten unterirdischen Gewölbe» berichtet.

Sagen von «untergegangenen Städten» sind uns aus vielen Ortschaften des Kantons bekannt. So in Zeglingen/Kilchberg die «Stadt» Bäreneich. In Anwil die «Stadt» auf der Flur «Buchs», usw. Die Erfahrung hat gezeigt, dass wir an diesen Oertlichkeiten stets mit römischen Funden rechnen müssen. So auch im «Rohrbach», wo immer wieder bei gelegentlichen Grabarbeiten römi-

scher Bauschutt zum Vorschein kommt. Neulich wieder, anlässlich eines Hausneubaues, weit unten dorfwärts, konnten solche verlagerte Trümmerschichten beobachtet werden.

Die Sage erzählt von einer «Stadt», aber sicher nicht im Sinne einer grossen geschlossenen Siedlung. Die etymologische Wurzel liegt im Wort «Stätte», d. h. die Ruinen eines römischen Gutshofes ragten bis tief ins Mittelalter aus dem Boden, es war eine Wüstung und das war eben «die Stätte». Der Berichtserstatter erwähnt dies besonders deswegen, weil auch der Flurname der neuentdeckten römischen Fundstelle, «im Mühlstett», das Wort «Stätte» in sich birgt.

Von andern römischen Funden aus dem Gebiete von Gelterkinden sind zu erwähnen: Verschiedene Münzfunde von der Rohrbachwiese, von der Rickenbacherstrasse und der nahe dabei liegenden Flur «im Hubacher». Ein Leistenziegelfragment von der Rünenbergstrasse, ebenso ein «römisch-verdächtiges» Ziegelstück vom Kirchrain sind gefunden worden, was natürlich zu keinen weiteren Rückschlüssen Anlass gibt, trotzdem der gesamte Umkreis des Dorfes in noch älterer Zeit als Kultur- und Siedlungsland zu betrachten ist.

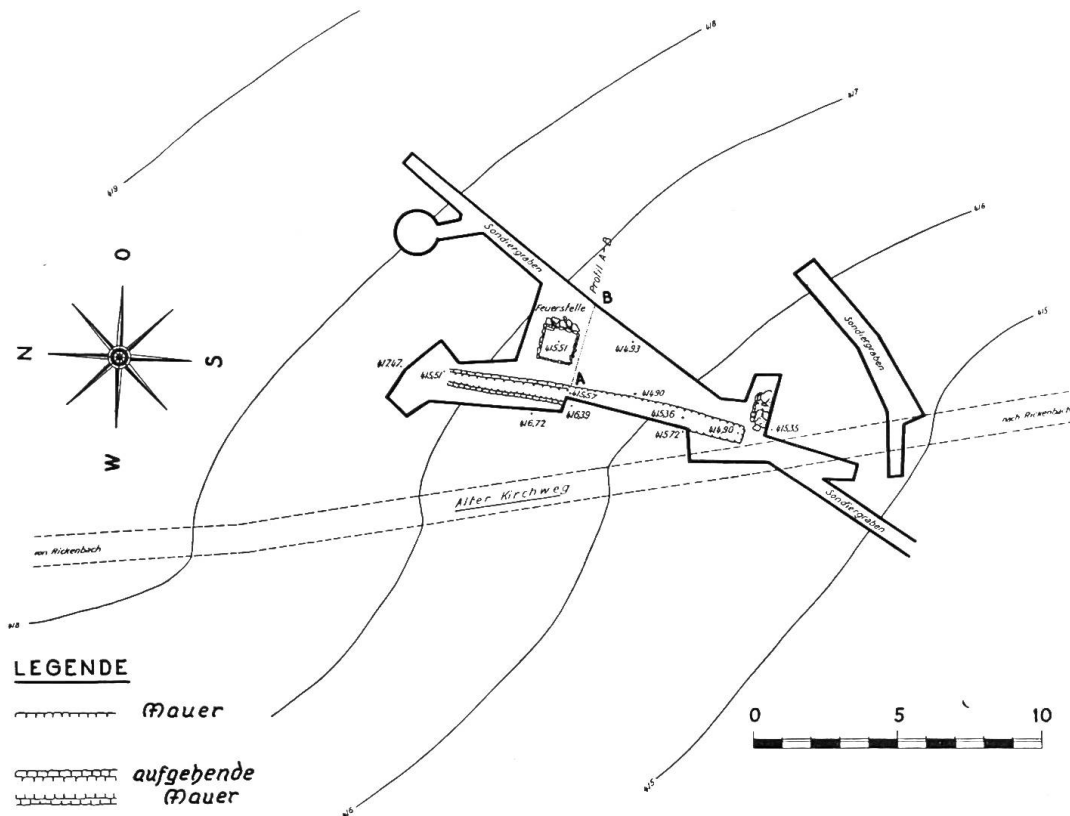


Bild 1. Grabung „im Mühlstett“, nnw. von Gelterkinden. Planaufnahme Herm. Dettwiler.

2. Die Entdeckung der neuen römischen Fundstelle.

Der Berichtserstatter war im Sommer 1948 auf einer Malerfahrt nach Rickenbach und Buus begriffen. Wie immer suchte ich im Vorbeigehen neue Baugruben, Kanalisationsgräben usw. nach vorgeschichtlichen Relikten ab. So auch damals. Ausserhalb der schon bestehenden Wohnkolonie «Staffelen» war eine neue im Entstehen begriffen. Der erste Hausbau war derjenige des

Herrn Hermann Fritz, hart unten an der Rickenbacherstrasse. Eben wurde die Kellergrube ausgehoben. Im Aushub fand ich zahlreiche Bruchstücke römischer Leisten- und Hohlziegel, Hausteine und dgl., also richtiger römischer Bauschutt. Die Untersuchung der Profilwände der Keller- und Fundamentgruben erhärteten diese Tatsache eindrucksvoll. An allen Wänden zeichneten sich die Trümmerschichten deutlich ab. Die Schuttschichten stürzten alle schräg gegen das Strassenbord ab, ohne dass Mauern zu Tage traten. Die nördliche Profilwand wurde vom Berichterstatter vermessen und aufgenommen.

Natürlich galt es von jetzt ab, alle weiteren Grabarbeiten in diesem Gebiete zu überwachen. In der Folge wuchs die Wohnkolonie. Es entstanden oben drei weitere Häuser. In allen Bau- und Kanalisationsgruben zeigten sich römische Fundstücke, besonders Ziegelreste, nirgends aber Mauern oder eine ausgesprochene Kulturschicht.

Erst im Januar 1949 wurde anlässlich einer Kanalisation eine römische Mauer angegraben.

3. Die Topographie im Bereiche der neuentdeckten römischen Niederlassung.

Das von Norden her in den Talkessel von Gelterkinden einmündende Rickenbachertal ist seiner Fruchtbarkeit wegen bei der hiesigen Bauersame sehr geschätzt. Mastig grüne Wiesen und ein Wald von Obstbäumen umsäumen heute die wichtige Strasse, die von Gelterkinden über Rickenbach, hinauf auf die Buusner Egg führt. Das Rickenbachertal wird von bewaldeten Höhenkuppen eingefasst: im Osten vom Farnsberg und seinen Ausläufern, im Westen vom Kienberg. Durchspült wird es vom frischen und idyllischen Rickenbacherbächlein.

Die äussere Beschaffenheit des Gebietes ist zum Teil noch sehr jung. Das beweist vor allem das wellige Aussehen der Talhänge. Fast überall zeigen sich Schlipfbildungen. Oben die Liaskante, darunter Opalinuston («blaue Lätte»), darüber schiebt sich der überaus bewegliche gelbe Gehängelehm. Unsere Grabungszone befand sich ausgerechnet in einem solch jungen Schlipfgebiet.

Alemannisch sind die heutigen Siedlungen Gelterkinden und Rickenbach, dazu kämen noch die z. T. sehr alten Hofgüter, wie die «Röthen», die «Totmessen» auf der rechten, die «Allersegg», das «Tubenloch» auf der linken Talseite.

4. Die Grabung.

Die Ueberwachung aller Grabarbeiten in diesem Bauzonengebiet hatte leider zu keinen greifbaren Resultaten geführt. Zwar kam in allen Baugruben römischer Bauschutt zu Tage; aber erst eine Kanalisationsgrabung brachte die ersehnte Mauer zum Vorschein. Mit dieser Mauer wurde aber auch eine richtige römische Kleinfundschicht sichtbar, ein Umstand, der für die Datierung besonders bedeutungsvoll ist.

Die Fundstelle kommt nach dem Baulinienplan unter eine mehrere Meter hohe Strassenböschung zu liegen. Sie wäre also später kaum mehr zu erforschen gewesen. Zufolge dieses Umstandes wurde der Berichterstatter von der kantonalen Altertumskommission beauftragt, eine Notgrabung durchzuführen. Sie wurde im Januar 1949 unternommen und dauerte fast den ganzen Monat. An dieser Stelle sei der Unternehmerfirma Grazioli und Söhne gedankt, welche die Wohnkolonie erstellte. Sie erleichterte verständnisvoll alle

unsere Arbeiten, stellte auch die Arbeitskräfte für die Ausgrabung zur Verfügung.

Die Oberkante der angetroffenen Mauer lag nur etwa 40 cm unter der heutigen Oberfläche. Was lag näher, als die Mauer ein Stück weit zu verfolgen, an einer weitem Stelle wieder anzuschneiden, wiederum zu verfolgen, eine Mauerecke zu finden, und so nach und nach den oberflächlichen Grundriss des römischen Baues herauszubringen? Aber leider erwies sich dieser Arbeitsplan bald als undurchführbar. Wohl gruben wir der Mauer nach, suchten sie weiter oben wieder, aber je weiter östlich wir gruben, desto tiefer versank sie in der überlagernden mächtigen Lehmschicht. Dieser Teil der römischen Ruine wurde also nicht durch den oben erwähnten Erdschlipf be-



Bild 2. Ansicht der Mauer von Südosten.
Photo P. Wolleb, Gelterkinden.

graben. Unsere Grabungsmethode musste deshalb geändert werden. Die Erdbewegungen wären zu gross gewesen und die daraus erwachsenden Kosten zu hoch zu stehen gekommen. Wir begnügten uns deshalb mit einem guten Detail und versuchten, diesen kleinen Grabungsabschnitt möglichst gründlich zu untersuchen.

Auf einer Strecke von 11 Metern legten wir zunächst die Südseite der *Mauer* frei. Sie verlief fast genau von SW nach NO. Durch den seitlichen Lehmdruck wies sie in ihrer Mitte einen deutlichen Knick nach Süden auf. Im allgemeinen war aber der Baurest noch sehr gut erhalten und zeigte das typische Gepräge einer sorgfältig erstellten römischen Mauer. Zuunterst auf mächtigen vorspringenden Widerlagern ruhend, erhob sich zunächst eine 70 cm dicke Mauer, die an ihrer Oberkante fast horizontal in die Berglehne hineinlief. Auf dieser Kante erhob sich stellenweise ein weiteres Mauerwerk, das einen Durchmesser von nur 50 cm aufwies und scheinbar die eigentliche «aufgehende» Mauer darstellte. Oben, bergwärts, erreichte das Mauerfundament eine Tiefe von über 3 Metern, womit die grosse Erdbewegung augenfällig demonstriert werden kann. Unten dagegen, talwärts, läuft die Mauer aus. Sie wurde wahrscheinlich in jüngerer Zeit herausgebrochen (Bild 2).

Ebenso problematisch erwies sich die sogenannte *Mauerecke*, dargestellt durch Mauerblöcke, die rechtwinklig von der Mauer absprangen, aber nicht mehr in ursprünglicher Lage zu liegen schienen. Um auch hier Klarheit zu schaffen, wurden weitere Schnitte gezogen, ohne greifbares Resultat. Die Mauer blieb verschwunden. Wohl aber fanden wir mächtige Lagen Bauschutt, in welchem auch eine Menge Kleinfunde vorkamen.

Neben der Mauer in gleichmässiger Tiefe, d. h. unmittelbar über dem Fundament, fanden wir eine wohl 40 cm dicke *Ziegelschicht*, zweifellos die Trümmer des eingestürzten Daches. Die Vermutung, dass wir hier einen Innenraum vor uns haben, bewog uns, die ganze Fläche zwischen Kanalisationsgraben und Mauer auszuheben, was wiederum eine grosse Erdbewegung verursachte. Sie wurde aber belohnt.

Die Ziegelmasse füllte gleichmässig den freigelegten Raum bis zur sogen. Mauerecke. Ausserhalb derselben fehlte sie vollständig. Nun wurde die Ziegelschicht abgetragen und die teilweise sehr grossen Bruchstücke untersuchten wir nach etwelchen Stempeln. Es fanden sich keine. Unter dieser Ziegelschicht kam nun ein stark verfärbter Lehm zum Vorschein. Es war ein tennartiger Boden. Oben aber, hangwärts kam das Interessanteste unserer Grabung zu Tage: eine intakte *Herdstelle!* (Bild 3)

Zirka 80 cm von der Mauer entfernt, fast genau auf der Höhe des aufgehenden Mauerwerkes, fanden wir einen quadratischen Herdrost, der aus sorgfältig zusammengefügt und gebrannten Lehmplatten bestand. Umrundet war der Rost von einem trockengemauerten Steinwändchen, das natürlich durch die Feuereinwirkung stark verbrannt erschien. Die Grundrissmasse sind folgende: Herdplatte 1 mal 1 m, mit der Umrandung 1,20 mal 1,20 m. Das Ganze bot ein ungemein farbiges Bild: die tiefrot gebrannte Herdplatte, die mit ihren blau, schwarz und rot schimmernden Randsteinen aus dem tennartigen Boden hervorragte. Wir befanden uns tatsächlich in einem römischen Innenraum, dessen Zweckbestimmung weiter unten besprochen werden soll.

Um den Herd weiter zu untersuchen, musste der Tennboden abgetragen werden. Zunächst zeigte sich, dass der Herd auf einer sorgfältig zusammengefügt, trockengemauerten Steinsetzung ruhte. Darunter kamen aber wieder neue, stark verbrannte Erdschichten zum Vorschein, verkohltes Holz und dgl. — Was zum voraus zu erwarten war, trat ein! Wir haben es bei unserm Fundobjekt nicht nur mit einer, sondern mit mehreren Bau- bzw. Siedlungsperioden zu tun.

Um dies einwandfrei feststellen zu können, wurde hart am Ofenrand vorbei und rechtwinklig zur Mauer, ein Schnitt bis tief in den gewachsenen blauen Lehm hinunter gezogen.

Mindestens drei, mehr oder weniger scharf getrennte Schichten liessen sich einwandfrei feststellen: Schicht I wäre der oben erwähnte Herd; Schicht II der besprochene gebrannte Lehm Boden; Schicht III, 40 cm unter dem Herd, mit einem Durchmesser von etwa 20—30 cm zeigte ein Band von verkohlten Holzresten, vermischt mit verbrannter Erde; Schicht IV: wiederum ein künstlich geschichteter Lehm (älteres Tenn?); Schicht V: auch hier eine ganz alte Schicht mit Kohlen und verbrannter Erde; darunter Schicht VI: noch einmal gelber Lehm, der unten langsam in den gewachsenen blauen Lehm (Opalinuston) übergeht. Wichtig ist, dass die Schicht V unter dem Mauerfundament sich fortsetzt.

So zeigte sich zusammenfassend folgendes Bild: Schicht I und II gehören mit dem Herd zur jüngsten Bauperiode (um dieses Wort zu verwenden),

Schicht III und IV einer ältern, zu der aber trotzdem die Mauer gehört. Schicht V und VI (?) dagegen bilden die älteste Periode. Diese Schichten bestanden schon vor der Mauer. So gut es gelang, wurden die Kleinfunde getrennt gesammelt.

5. Die Kleinfunde.

Im Verhältnis zur Grabung sind die Funde nicht besonders zahlreich. Da ist vor allem das keramische Material, das einer fachmännischen Bearbeitung noch harrt.

Soviel der Berichterstatter sieht, handelt es sich hier in erster Linie um römische Provinzware. Die wenigen Sigillatastücke (davon eines mit einem Stempelfragment) spielen dabei keine Rolle. Neben grössern Bruchstücken von Amphoren kommen hie und da feinere Rand- und Bodenstücke des 1. bis 3. Jahrhunderts vor, dazu treten aber auch Stücke auf, besonders aus den untern Schichten, die der Spät-La-Tène-ware aus Sissach ähneln.

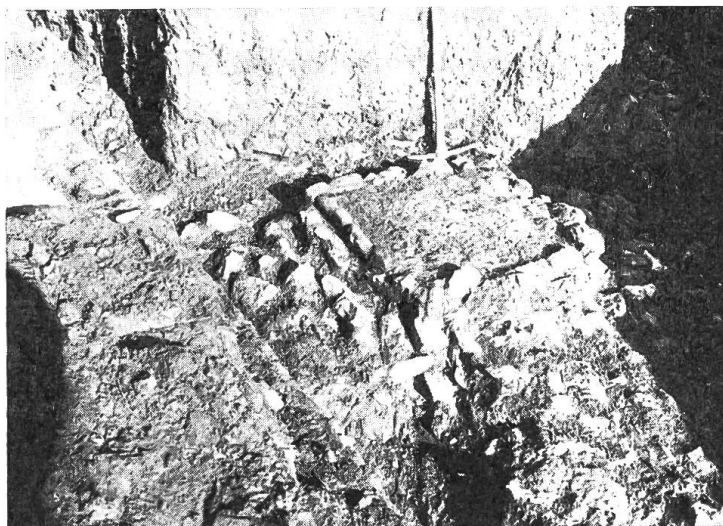


Bild 3. Herdstelle mit Steinsetzung von Nordwesten. Oberste Grabungsschicht. Photo P. Wolleb, Gelterkinden.

Neben der irdnen Ware sind auch die Metallfunde zu erwähnen. Eine Anzahl eiserne Nägel stammen besonders aus den Kohlenpartien der untern Schichten. Dann fand sich eine 10 cm lange Pfeilspitze mit Dorn, die auf der Herdplatte lag; ferner ein (Messer?)-Griff, ein eiserner Ring von ca. 3 cm Durchmesser und andere schlecht erhaltene Fragmente, deren Deutung mir nicht möglich ist.

Aus Bronze fanden wir das Fragment eines (Beschlag?)-Stückes, welches eine altertümliche Wolfzahnverzierung aufweist, ferner das vierarmige, beschädigte Stück einer Fibel, wovon leider die Emaileinlagen verloren gingen.

Wie immer ist das Knochenmaterial aus Speiseabfällen recht zahlreich.

6. Die Deutung der Fundstelle und ihr Zusammenhang mit den schon bekannten römischen Oertlichkeiten.

Sicher sind wir mit unserer Grabung mitten in einen bis heute unbekanntem römischen Gutshof hineingeraten. Ohne weiteres ist auch klar, dass wir

nicht den Hauptbau, also das eigentliche Wohngebäude angeschnitten haben, sondern eher eine Räumlichkeit, die *wirtschaftlichen Zwecken* diene. Das betrifft besonders die oberen Schichten I und II mit der Herdstelle. Dafür spricht das gänzliche Fehlen auch nur eines Bruchstückes einer Hypokaustplatte oder einer Heizröhre. Zu den meisten ländlichen Gutshöfen gehört aber der Hypokaust. Bruchstücke dieser vielfach zerstörten Anlage finden sich aber häufig auch in ihrer Umgebung. Bei uns keine Spur. Und das sollte schon die obige Schlussfolgerung bestärken. Auch die Kleinfunde sprechen dafür. Es sind nicht die Luxusstücke, die sich meist in einer Villa oder in ihrer unmittelbaren Umgebung finden, sondern sie scheinen vielmehr dem alltäglichen Kleinkram einer «dienenden Unterschicht» angehört zu haben.

Welchem Zwecke diene die Herdanlage? War sie eine Gesindeküche, was man wegen den vielen Knochenabfällen meinen könnte. Oder war sie der Ofen eines Handwerkers irgendwelcher Art? Wir wissen es nicht! Auch über das Aussehen des Raumes lassen sich nur vage Schlüsse ziehen. Sicher war er von einem Ziegeldach überdeckt. Das Fehlen jeglicher Mauerzüge in der Nachbarschaft lässt die Vermutung aufkommen, es könnte sich hier um einen hallenartigen Anbau aus massiver Holzkonstruktion handeln, der sich irgendwie an die «Hauptmauer» anlehnte. Das sind eben Probleme, die sich bei jeder Grabung aufdrängen.

Unsere neuentdeckte römische Anlage muss ziemlich gross gewesen sein. In einem Kanalisationsgraben wurde etwa 50 Meter von unserer Grabung entfernt ein parallel zum Leitungsgraben laufender Mauerzug entdeckt. Aber sogar auf der andern Seite des Baches, also auf der gegenüberliegenden Talseite, fanden sich Mauertrümmer, die stark mit Bruchstücken römischer Leisten- und Hohlziegel durchsetzt waren. Es ist zu erwarten, dass bei weiteren Grabarbeiten noch dies und jenes zum Vorschein kommen wird. Nur ist dem Umstande Rechnung zu tragen, dass eben durch den Geländeschliff die Mauerzüge sehr tief liegen. Ideal für den römischen Hauptbau wäre die ebene Matte hinter unserer Grabungszone. Oberflächlich auf dem Acker fand ich dort Bruchstücke römischer Ziegel.

So dürfen wir heute bestimmt annehmen, dass wir es hier wiederum mit einem jener bedeutenden Gutshöfe zu tun haben, wie wir sie im Lande herum zerstreut finden. Merkwürdig nur, dass uns keine Ueberlieferung, keine Sage, von dieser alten Römersiedlung Kunde gibt, wie das sonst so oft der Fall ist. Schon wegen der nahen Rohrbachsiedlung hätte sich der Berichterstatter nicht träumen lassen, dass hier an der Rickenbacherstrasse etwas Derartiges vorhanden wäre.

Doch wenden wir uns nochmals dem Flurnamen «Mühlstett» zu. Um das Jahr 1580 taucht dieser Name als «Müllenstetten» auf. Wie eingangs schon erwähnt, ist es eine «Stadt» bzw. eine «Stätte»-Bezeichnung und muss sich auf die römische Ruine beziehen. Was dann allerdings eine Mühle damit zu tun hatte, ist nicht ersichtlich. Keine Ueberlieferung, keine Bodenfunde erzählen uns etwas von einer mittelalterlichen Mühle — die auf dieser erhöhten Lage schon gar nicht denkbar wäre. Es gibt im Kanton noch da und dort «Mühlstett»-Flurnamen, so auch in Sissach. Auch dort möchte der Berichterstatter unbedingt etwas «Römisches» vermuten.

Wichtig erscheint mir noch folgendes: Von Rickenbach her durchschneidet ein Weg (heute ist es ein Fussweg) ausgerechnet die römische Fundstelle. Es ist der Kirchweg, der bis heute von den Rickenbacher Kirchgängern benutzt wird. Ehemals war es aber der uralte Fahrweg («Reitweg»), der das

obere Ergolzthal mit dem Rheintal verband, an Stelle der heutigen Kantonsstrasse. An ihm lagen die alten gallo-römischen Siedlungen, so Buus, Mairsprach und Magden, deren Namen sicher nicht alemannisch sind. Hat dieser Weg irgendwelche Beziehungen zu unserer Fundstelle?

Zum Schlusse seien noch die Entfernungen zu den nächsten römischen Niederlassungen kurz erwähnt. Wie schon eingangs aufgeführt, befand sich das nächste römische Gehöft auf der Rohrbachwiese, am Fusse des Bettenberges. Die Entfernung dorthin beträgt 1250 Meter. Diese Distanz entspricht nicht ganz einer römischen Meile und etwas weniger als einer halben keltischen Leuga. Die Entfernung zur Gehrensiedlung, südwestlich von Böckten, am Fussweg nach Thürnen, beträgt 1800 Meter. Ebenfalls 1800 Meter ist die Distanz zu der von Pfarrer F. La Roche erforschten römischen Luxusvilla auf «Buchs» («Wolhusen»), nordwestlich von Ormalingen. Weil heute sehr viel über die römische Limitation gesprochen wird, bringe ich diese Masse zur Diskussion.

Heimatkundliche Literatur Neuerscheinungen.

Suter Rudolf, Die baseldeutsche Dichtung vor J. P. Hebel. Vineta Verlag Basel 1949.

Das Buch füllt eine Lücke aus. Es trägt den Untertitel «Basler Mundart und Mundartforschung im 17. und 18. Jahrhundert» und enthält und erläutert die bisher meist unbekanntesten frühesten Mundartwerke aus dem Gebiet von Baselstadt und *Baselland*.

Der Druck dieser künstlerisch meist herzlich unbedeutenden Dichtungen ist vom kulturgeschichtlichen Standpunkt aus gerechtfertigt; die Arbeit bringt wertvolle Beiträge zur Geschichte der Mundartdichtung, zur Mundartforschung und zur Volkskunde.

Im folgenden seien die Stücke, die auf die Landschaft Basel Bezug haben, zusammengestellt. *Die ältesten reinen Mundartgedichte*, alle dem 17. Jahrhundert zugehörig, *zwei Hochzeitsgedichte und ein Fasnachtslied*, weisen auf das Land. Die beiden ersten sind verfasst von «Heinrich Scholer, Hart- und Dorffvogt zu Zuntze» und «Lienhard Litzelmann, Wundarzt, Stein- und Bruchschneider, wie auch Vogt zu Sissach» zu Ehren eines städtischen Hochzeitspaares (1675, zwanzig Jahre nach dem Bauernkrieg!). Das Fasnachtslied, ein richtiges Volkslied, ist volkskundlich interessant (Küchleinsingen, Liebeszauber). Während im 17. Jahrhundert die Mundart im Grunde noch nicht «literaturfähig» ist, wendet sich im Laufe des 18. mancher Blick der heimischen Sprache zu. Nach 1750 schrieb «*der früheste Mundartdichter auf Basler-, ja vielleicht auf Schweizerboden*» (S. 74), Emanuel Wolleb, 1706—1788, Schultheiss (= Präsident des Grossbasler Stadtgerichts) und Freund des zwanzig Jahre jüngeren Isaak Iselin. Er war auch Besitzer des Berghofes Ulmet am Passwang und kannte — seine Dichtungen beweisen es — die Landleute und ihre Sprache gut. Manchmal lässt er diese auftreten, um «*der überfeinerten städtischen Rokokokultur das einfache und gesündere Landleben entgegenzustellen*» (S. 28). So in der Erzählung vom «*Verenichen ab dem Guggisberg*», die zum Teil aus einem mundartlichen Briefwechsel besteht. Das Stück hat nichts mit dem Guggisberger Lied zu tun; es spielt im hintern Baselbiet. Das Motiv ist denkbar einfach: vermeintliche Untreue der Geliebten, der Bursche lässt sich im Zorn nach Frankreich anwerben, ein Briefwechsel hebt an, Verenichen löst schliesslich den Schatz heraus. Eine andere kleine Dichtung, «*Der fast gar verloren gewesene Sohn*» ist eine Gesprächsszene und spielt im Kreise des Pfarrers zu Buus. Die Städter und die Einheimischen sind in ihrer Eigenart treffend gegenübergestellt. Da treten unter andern der Körber-Johannes, die Pfarr-Magd Annen-Barbel, die Vehmagd und Joggi ein Baur von Baus (!) auf. Eine «*Liechtete*» im Pfarrhaus zeigt die eigenartige Mischung von Ehrfurcht und Zutraulichkeit, welche die Landleute einst den städtischen Pfarrherren entgegenzubringen pflegten, recht hübsch. Für das frühe 19. Jahrhundert sind drei Gelegenheitsgedichte Martin Schneiders, des Waldenburger Bezirksschreibers (1762—1835), zu nennen. Schliesslich werden aus der Fülle der politischen Propagandagedichte der Dreissigerwirren einige bezeichnende Proben geboten. Was folgt, steht in der Nachfolge Hebels, so die Gedichte in einigen Jahrgängen der «*Alpenrosen*», einer «*Fundgrube baselbieterischer Lyrik*» (S. 109).

Im zweiten Teil des Buches wird die Basler Mundartforschung des 18. Jahrhunderts behandelt, vorab *J. J. Spreng, der Verfasser des Idioticon Rauracum* (vgl. Heimatblätter 1946, S. 47 ff. und 63 ff.). Wertvolle Aufschlüsse gibt auch der dritte Teil: «*Zur Basler Mundart im 17. und 18. Jahrhundert*». Die sorgfältige und reich dokumentierte Arbeit Suters bietet dem Freund des heimatlichen Schrifttums und der Kulturgeschichte Freude und mannigfache Belehrung und Anregung.

E. St.